Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—, Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 59. Freitag den 1. Februar 1895. 89. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 1. Februar.

Der **Reichstag** hat auch gestern die ganze Sitzung auf die erste Berathung des socialdemokratischen Antrags auf **Außerkraftsetzung des Dictaturgesetzes** von 1871 im Reichslande verwendet, obgleich die Antragsteller und die übrigen Befürworter des Antrags schon vorgestern erfahren hatten, daß und warum die elsaß-lothringische Landesregierung wie der Reichskanzler dieses Machtmittel noch für unentbehrlich halten. Der Reichskanzler hatte deutlich erkennen lassen, daß er dem von der Bevölkerung des Reichslandes getheilten Wunsche, endlich die noch aus der Zeit der französischen Herrschaft stammenden Ausnahmegesetze beseitigt zu sehen, nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber steht; er hatte bedauert, daß mit Rücksicht auf die französische Agitation die Aufhebung des Gesetzes jetzt noch nicht möglich sei, und hatte klar darauf hingewiesen, daß der Zeitpunct der Aufhebung erst dann gekommen sei, wenn die französische Agitation davon ablasse, die Bevölkerung von dem Wege ruhiger und gedeihlicher Entwickelung fortzulocken. Wenn trotz dieser so unzweideutigen und bündigen Erklärung die Debatte noch über einen vollen Sitzungstag ausgesponnen wurde, so konnten dabei die Befürworter des Antrags nicht von der Hoffnung geleitet sein, den Bundesrath für sich zu gewinnen, sondern lediglich von dem Wunsche, Stimmung für sich und ihre Parteien in den Reichslanden zu machen. Es waren Wahlagitationsreden, die von dieser Seite gehalten wurden, und Wahlagitationsreden werden es sein, die bei der zweiten Lesung des Antrags von dieser Seite werden gehalten werden. Hierdurch wird man zu der Vermuthung geführt, daß die oppositionellen Parteien, zu denen in diesem Falle auch das Centrum gehört, eine Auflösung des Reichstags für wahrscheinlich halten oder gar auf eine solche hinzuarbeiten suchen. Daß darin für die verbündeten Regierungen kein Anreiz liegt, die Aufhebung des Dictaturgesetzes im Reichslande zu beschleunigen, liegt auf der Hand. Es liegt daher auch im Interesse der reichsländischen Wähler, sich, so ungern sie das thun mögen, bei dem Bescheide des Reichskanzlers zu beruhigen und von Ultramontanen, Protestlern und Socialdemokraten sich nicht in eine Agitation hineintreiben zu lassen, welche den französischen Agitatoren Wasser auf die Mühle führen und deshalb die Aufhebung des Dictaturgesetzes in immer weitere Ferne rücken würde.

Im **Centrum** regen sich angesichts der schwankenden Haltung der Partei in der Angelegenheit der Umsturzvorlage und der Verschärfung der Disciplinargewalt des Reichstags-Präsidenten bereits wieder die Gegensätze. Gleich bei der ersten Nachricht von dem Umfall der Centrumsmitglieder in der Commission für die Umsturzvorlage schrieb die „Dsch. Reichsztg.“:

„Das katholische Volk verfolgt die Angelegenheit mit großer Aufmerksamkeit und erwartet von seinen Vertretern dieselbe Entschiedenheit, die sich in der Commission über die Verschärfung der Disciplinargewalt des Präsidenten bei den Centrumsmitgliedern gezeigt hat.“

Da das Blatt aber bereits in derselben Nummer die Mittheilung aus Berlin bringen mußte, daß das Centrum im Plenum zu einer Verständigung über die Verschärfung der Disciplinargewalt des Präsidenten die Hand reichen wolle, begleitete es diese Mittheilung mit folgenden Bemerkungen:

„Aus dieser Notiz schließen wir mit Bedauern, daß ein Theil des Centrums wieder zur unzeitigen Nachgiebigkeit bereit ist. Wie leicht kann es geschehen, daß das Centrum die Folgen einer solchen Nachgiebigkeit an seinem eigenen Leibe verspüren wird. Glaubt man vielleicht, es wäre seiner Zeit den herrschenden Parteien nicht eine wahre Wollust gewesen, einen Mallinckrodt und einen Windthorst, welche die unangenehme Eigenschaft hatten, die Wahrheit zu sagen, für einen Tag oder natürlich am liebsten ganz aus dem Reichstag auszuschließen? Es konnte ja sein, daß auch in Zukunft Männer wie Windthorst und Mallinckrodt auftreten werden. Man reiche doch nicht den kleinen Finger, wo die ganze Hand genommen werden kann. Uebrigens können wir unmöglich glauben, daß das Centrum so inconsequent sein werde, im Plenum anders zu stimmen, als seine Vertreter nach vorhergegangenem Fractionsbeschluß in der Commission gestimmt haben.“

Nachdem die „Nachgiebigkeit“ in der Commission für die Umsturzvorlage Thatsache geworden ist, lesen wir in einem Artikel desselben Blattes, „Centrum und Umsturzvorlage“, folgende Erklärung:

„Es ist Zeit, daß die katholische Presse der Meinung des katholischen Volkes wieder entschiedenen Ausdruck verleiht, das ist ihre Aufgabe, ihre Pflicht. Nicht um zu schimpfen, zu räsonniren, wie manche leitenwollende Herren so gern behaupten, sondern um die Partei vor einem höchst bedauerlichen Mißgriff zu bewahren. Noch ist es Zeit, noch können wir aufhalten auf der schiefen Ebene, deswegen sollen wir unsere Stimmen erheben. Bei aller Anerkennung der großen Verdienste, welche die oberen Zehntausend um unsere gute Sache haben, glauben wir doch, daß sie allein nicht maßgebend sein dürfen. Will man entgegenkommen, gut, aber nicht so weit, daß man vergißt, daß das Centrum sich selbst eine Volkspartei nennt.“

Es wird zunächst darauf ankommen, ob diese Strömung unter den demokratisch gesärbten Anhängern des Centrums um sich greift, und dann auf die Erfolge der „nachgiebigen“ Herren in der Umsturz-Commission. Sind diese so groß, wie die Herren infolge des Entgegenkommens der Conservativen gegen die ultramontanen Wünsche hoffen, so überträgt sich die „Nachgiebigkeit“ vielleicht auch auf die radicalsten Centrumsdemokraten.

Nach dem gestrigen Beschlusse der **französischen** Deputirtenkammer wird also das Begräbniß des Marschalls Canrobert auf Staatskosten erfolgen, ein Beschluß, der, mit den Stimmen der Republikaner gegen diejenigen der Radicalen und der Socialisten gefaßt, wenn man an die Vergangenheit Canrobert's denkt, nicht eben besonders republikanisch anmuthet, und die Regierung wie ihre Kammermehrheit wird noch manches böse Wort darüber zu hören bekommen. Aber es ist nun einmal nicht anders: seit länger als Jahresfrist regt sich das altfranzösische Gloirebedürfniß wieder, das unter der republikanischen Staatsverfassung keineswegs erstorben ist und jeden Augenblick erwachen kann, wenn der Druck, der in Gestalt des einmüthigen Friedenswunsches aller anderen Völker unseres Erdtheiles das gallische Temperament niederhält, einmal weichen sollte. Marschall Canrobert war kein Feldherrngenie, aber ein unerschrockener Soldat und tapferer Führer in Actionen zweiten Ranges, wo er sich auch alle seine militärischen Lorbeeren, den Marschallstab einbegriffen, geholt hat. Mit ihm ist der letzte Träger des Stabes der Marschälle von Frankreich heimgegangen, und melancholisch, aber doch mit dem unverkennbaren Zukunftswunsche, fragen sich die Franzosen, ob es wohl einem Tapferen aus ihrer Mitte beschieden sein werde, die alten Traditionen des französischen Marschallstabes wieder zu Ehren zu bringen. Alle Achtung vor der Republik, aber sie entspricht zu wenig den repräsentativen Neigungen und Bedürfnissen des Volkes, für die Gloire ist nun vollends unter der Republik so gut wie gar nicht gesorgt, und daß sie auch das Institut der Marschälle von Frankreich abgeschafft hat, wird ihr von dem Volksinstinct als ein apriorischer Verzicht auf kriegerische Großthaten ausgelegt, gegen den er zwar keine formelle Verwahrung einlegen mag, den er aber ebensowenig jemals ausdrücklich ratificiren wird. Man gebe den Franzosen die subjective Ueberzeugung, daß sie in irgend einem großen Kriege siegreich bleiben werden, und in demselben Augenblick durchbricht der alte Hang zu kriegerischen Abenteuern alle und jede Schranke, folgt die Menge dem General, welcher dem Heere den Weg zum Siege zeigt, und frohlockt, endlich wieder einen Mann gefunden zu haben, der ihr imponirt.

Die Bewegung, welche die Encyklika „Praeclara“ in **England** hervorrief, hat den **Papst** bekanntlich mit gewissen Hoffnungen bezüglich einer Annäherung zwischen der anglicanischen und katholischen Kirche erfüllt. Der Erzbischof von Westminster, Cardinal Vaughan, welcher sich gegenwärtig in Rom befindet, hatte über diesen Gegenstand mehrere Unterredungen mit dem Papst. In denselben hat der genannte Kirchenfürst dem Papst ganz offen erklärt, daß nach seiner Meinung die auf eine Annäherung zwischen den beiden bezeichneten Kirchen gesetzten Hoffnungen absolut trügerisch seien und daß die Ausbreitung des Katholicismus in England nur durch die Bekehrung Einzelner bewerkstelligt werden könne. Cardinal Vaughan hat sich ferner dahin ausgesprochen, daß in Zukunft diese Bekehrungen, namentlich in den gebildeten Classen und bei den Ritualisten der anglicanischen Kirche, zahlreicher werden dürften, Dank dem günstigen Eindrucke, welchen in England die „erleuchtete“ Stellung des Papstes gegenüber den dissentirenden Kirchen hervorrufe. Der Erzbischof von Westminster hat jedoch dem Papste dringend abgerathen, über die Frage der Vereinigung der beiden Kirchen ein öffentliches Schriftstück an die englischen Bischöfe zu richten, da der Protestantismus in dieser Beziehung sehr empfindlich sei und ein derartiges päpstliches Document gewiß sehr gereizt aufnehmen würde. Leo XIII. war von diesen Aufklärungen des Cardinals Vaughan, wie begreiflich, nicht angenehm berührt, und hat nicht verfehlt, unumwunden auszusprechen, daß es ihm sehr schwer falle, seine Vereinigungspläne aufzugeben. Er hat den Wunsch kund gegeben, auch die Meinung anderer englischer Bischöfe über die Frage zu hören, und es dürften zu diesem Zwecke demnächst die Bischöfe von Southwark, Nottingham und Salford in Rom eintreffen. Man glaubt jedoch, daß sich diese Kirchenfürsten in ähnlichem Sinne wie Cardinal Vaughan aussprechen werden. Wir hatten jüngst die Erwartung ausgesprochen, es möchten aus der Mitte der englischen Hochkirche selbst sich energische Stimmen der Abwehr gegen die Umschmeichelungsversuche des Papstes erheben, jetzt ist den vaticanischen Nachgelüsten bezüglich Großbritanniens von nicht minder competenter Seite ein noch weit wirksamerer Dämpfer aufgesetzt worden. Die Zeit ist aber doch noch nicht reif für die allgemeine Rückkehr ins „commune ovile“.

Der an dieser Stelle schon mehrfach erwähnte Gedanke der Zusammenfassung aller **australischen** Colonien zu einem einheitlich gegliederten Bunde scheint sich nunmehr seiner Verwirklichung zu nähern. Wie aus Hobart gemeldet wird, wurde daselbst im Anschluß an die eben stattfindende internationale Ausstellung am 29. Januar eine von Neusüdwales, Victoria, Westaustralien und Tasmanien beschickte Conferenz von Premierministern eröffnet, welche die Gründung eines australischen Bundes zum Zwecke hat. Der Premierminister von Neusüdwales, Reid, gegenwärtig der eifrigste Vertreter der Bundes-Idee, beantragte, die Conferenz möge erklären, daß die Gründung eines australischen Bundes die dringendste Angelegenheit der australischen Politik sei. Dem wurde einhellig zugestimmt. Ueber die näheren Erörterungen verlautet bisher noch nichts, da die Berathungen bei verschlossenen Thüren geführt wurden. Queensland, dessen Premier dem Bundesgedanken noch zweifelnd gegenübersteht, fehlt auf der Conferenz, die hauptsächlich unter dem Drucke der finanziellen Nöthe der einzelnen Colonien und des Bewußtseins, daß Australien gegenwärtig im Falle kriegerischer Verwickelungen völlig wehrlos wäre, zu Stande gekommen ist.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 31. Januar. In der Sitzung des Reichstags am 22. Januar hatte der Abgeordnete Graf von Kanitz verschiedene Proben von Leder auf den Tisch des Hauses niedergelegt, und zwar mit Lobe gegerbtes Leder, welches den Eindruck hervorragender Qualität machte, und lediglich mit Quebracho gegerbtes Leder, welches schwammig und filzig war und nicht entfernt die Haltbarkeit des ersteren haben konnte. Graf Kanitz nannte auch die Firma, welche ihm diese Proben geliefert hatte, es war ein französisches Haus (Tudoja in Havre). Hierzu wird der „Nat.-lib. Corr.“ aus Interessentenkreisen geschrieben, daß „auch die ausgesprochensten Freunde des Quebracho-Holzes“ nur in seltenen Ausnahmefällen dazu kommen, lediglich reines Quebracho als Gerbmittel zu verwenden. „Jeder einigermaßen mit den Fortschritten der Neuzeit vertraute Gerber“ mische neben Quebracho erhebliche Mengen Eichenrinde und Eichenfrucht (d. i. Valonea) an. Durch ein solches combinirtes Gerbeverfahren werde ein Leder hergestellt, das nach dem Gutachten von namhaften Sachverständigen (Professor Dr. von Schroeder-Tharandt) dem besten eichenlohgegerbten Leder gegenüber nicht als minderwerthig bezeichnet zu werden brauche. Das nationalliberale Partei-Organ bemerkt zu dieser Aeußerung: „In dieser rein wirthschaftlichen Interessenfrage stehen sich die Meinungen auch in anderen Parteien, theilweise sogar sehr schroff, gegenüber. Doch hat die bisher im Reichstag geführte Erörterung jedenfalls so viel klargestellt, daß der Schutzzoll nicht in der Höhe von 10 ℳ (= 200 Procent des Werthes), sondern nur in der Höhe von etwa 2—3 ℳ eine Mehrheit finden kann.“

* **Berlin**, 31. Januar. In den „Berl. N. N.“ lesen wir: „Die Angelegenheit Frhr. v. Stumm contra Wagner hat nach vielen Erklärungen und Replisken endlich einen friedlichen Abschluß gefunden. Professor Wagner hat an den Cartelträger des Freiherrn v. Stumm folgende Mittheilung gerichtet:

„Ew. Hochwohlgeboren! Auf Grund der mir von meinem Freunde — — gemachten Mittheilungen erkläre ich hiermit, daß ich die in dem Artikel des „Vorl“ vom 26. Januar enthaltenen Ausdrücke, so weit sie gegen Freiherrn v. Stumm gerichtet sind, zurücknehme, indem ich speciell hervorhebe, daß die Worte „leichtfertige Verleumdung“ nicht die Bedeutung haben sollten, ich hätte dem Freiherrn v. Stumm die Absicht untergelegt, wider besseres Wissen jene Aeußerungen gethan zu haben, was mir ganz fern lag. Ich habe damit lediglich sagen wollen, daß diese Aeußerungen jeder thatsächlichen Unterlage entbehren, daß dieselben aber gegen mich und meine Fachcollegen die Wirkung einer Verleumdung haben müßten: eine Wirkung, welche durchaus geeignet sei, uns in der öffentlichen Meinung zu discreditiren. Gegen eine derartige Wirkung von Ausführungen, welche vor der ganzen Nation im Reichstage von einem einflußreichen Abgeordneten gethan worden, habe ich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Stellung zu nehmen. Ich nehme meine Aeußerungen zurück, aber in der Voraussetzung, daß Frhr. von Stumm seinerseits an meinen Freund — — die schriftliche Erklärung abgiebt, er habe die Bemerkungen in Betreff der Vorgänge in der Studentenschaft und der behaupteten Theilnahme der Professoren dabei Wangerin gemäßer Information gethan.“

Feuilleton.

Graf Jarl.

27] Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Zuletzt konnte er die Ungewißheit nicht mehr ertragen, schritt auf dem bilderbesetzten Flur mit den blankblitzenden Schränken und rief seine Mutter.

Jetzt eben kam sie die Treppe herab, schüttelte aber schon von oben her den Kopf und verzog den Mund, wie Jemand, der nichts Gutes zu berichten hat.

„Nun, Mutter“, drängte der Mann.

„Nein, Eduard, nein. Sie sagt, sie kann nicht! Ihr ist noch immer sehr schlecht, sie will schlafen, auch nichts essen. Höchstens etwas Suppe. Es thut mir so leid. Der schöne Hammelrücken, den ich seit acht Tagen in Sahne liegen hatte.“

Der letzte Satz erregte Eduard Halberts aufs Aeußerste. Er wollte seiner Mutter mit einer schroffen Aeußerung begegnen. Dennoch bezwang er sich und stieß, mit der sorgend geschwätzigen Frau Betty den Weg ins Wohnzimmer nehmend, heraus:

„Hast Du ihr denn nicht gesagt, Mutter, daß ich sehr wünschte, daß sie käme, daß ich mit ihr sprechen wolle?“

„Nein, Eduard, wie kannt' ich wohl? Bist Du denn noch immer so aufgeregt?

„Wenn ich nur wüßte — Das mit Deinen Eindrücken beim Wiedersehen war ja nichts, Eduard. Wenn man sich elend fühlt, denkt man nicht an —“

„Ach, Mutter, Du verstehst nicht —“

Er wandte sich in höchster Ungeduld von ihr ab, griff nach ihrem Strickkorb, stieß ihn hin und her und packte einen Knäuel Garn, das er zwischen seinen Händen zerdrückte.

„Ja, soll ich denn noch zu ihr hinaufgehen —“ berichtigte sich die Frau fügsam und wieder voll Beängstigung, ihn erzürnt zu haben. Sie gab sich wie ein Kind, das Verkehrtes gut machen will.

„Ja, Mutter! Ich bitte Dich, geh zu ihr und frage sie, ob sie zehn Minuten aufstehen könne, nur zehn Minuten. Ich müsse sie etwas fragen. Ich halte es nicht mehr aus, Mutter! Mir ist — —“

Wollen wir aber denn nicht erst essen, Eduard? Der Braten verbrennt! — — Aber wenn Du durchaus willst —“

„Gut, essen wir denn erst, obschon ich nicht den geringsten Appetit habe —“, schloß der Mann finster, nickte, verließ zur Erhärtung seiner unumstößlichen Beispflichtung das Gemach und wandte sich in sein nach vorn gelegenes, an des Pastors Studirraum stoßendes Zimmer. Wenige Minuten später klopfte Frau Betty bei Beiden an.

„Essen, Halberts! Essen, Eduard!“

Sogleich erschien Pompejus, säuerlich nach Tabak duftend, und auch Eduard, blaß, finster und im Gegensatz zu der spießbürgerlichen Erscheinung seines alten Vaters, mit blendend weißer Wäsche, sorgfältiger Kleidung, kurz mit dem tadellosen Aeußern eines Mannes der bevorzugten Kreise.

Nachdem das Mittagessen wortkarg verzehrt war, auch Marieken auf der Pastorin Frage gemeldet hatte, daß die Suppe, die sie dem Fräulein hinaufgetragen, fast unberührt geblieben sei, ergriff Eduard doch ein leises Schwanken, ob er seine Mutter mit dem verabredeten Auftrag an Tessa absenden solle.

Die nach Mariekens Bericht noch immer Leidende auf einen bloßen Eindruck hin in so schwerwiegender Weise aufzuregen, erschien ihm rücksichtslos.

Er wich deshalb auch der kleinen Frau Betty, die nach Pompejus Entfernung sogleich sorgend und fragend an ihn herantrat, unschlüssig und einsilbig aus, und stieß erst nach geraumer Weile, von einer plötzlichen Idee erfaßt, heraus:

„Nein, Mutter, nicht so, wie ich es vor Tisch wollte. Aber ich möchte Dich um etwas Anderes bitten. Ich werde einige Zeilen an Tessa schreiben.“

Nach diesen Worten nahm er, sich der Beipflichtung seiner Mutter versichernd, den Weg in sein Zimmer, ging noch eine Weile überlegend auf und ab, schob dann den breitschultrigen Körper an den Schreibtisch und richtete an seine Braut die nachfolgenden Worte:

„Liebe Tessa! Seit dem Augenblick unseres Wiedersehens peinigt mich ein nicht zu beschreibendes Gefühl der Unruhe. Solche Zweifel quälen mich, daß ich nur den einen Gedanken habe, mich aus diesem unerträglichen Zustande zu befreien. Da Du allein mich erlösen kannst, wende ich mich an Dich! Ich bereite Dir, der Kranken, eine Belästigung, aber Du wirst mir verzeihen!

Ich frage Dich zweierlei auf Dein Gewissen, und bitte es zu beantworten.

Warst Du gestern Nacht im Gutsgehölz und mit wem?

Und ferner: Hatte Deine kalte Begegnung heut' Morgen eine Beziehung zu diesem nächtlichen Ausflug, oder bist Du noch immer dieselbe, mit den alten Gefühlen der Liebe?

Sprich ehrlich! Ich bitte Dich, und ich küsse Dich zärtlich. Eduard.“

Nachdem Eduard Halberts diesen Brief durch seine Mutter hinaufgesandt hatte, begab er sich, um der ungeheuren Erregung, die ihn beherrschte, besser Herr werden zu können, vorläufig ins Freie.

Sein Entschluß war gefaßt. Bestätigte sich seine Vermuthung, wie er es fürchtete, so wollte er sogleich aufs Schloß und rücksichtslos den zur Rede stellen, der ihm sein Dasein vernichtet hatte.

Endlich, nach einer langen Viertelstunde, sah er Frau Betty in solcher Eilfertigkeit über den Hof schreiten, daß sie einem der bei dem Neubau der Scheune beschäftigten Maurerleute, der mit einer Frage an sie herantrat, kurz kopfschüttelnd und mit abweisenden Worten auswich.

Sie hielt ein Couvert in der Hand und Eduard fühlte sein Herz hörbar schlagen.

Noch wenige Secunden. Dann wußte er sein Schicksal! Altes Glück oder endloses Elend!

Nun war auch schon Frau Betty mit allerlei Entschuldigungen an seiner Seite.

„Bitte, Mutter, laß mich allein. Freude oder Schmerz, ich muß Beide mit mir zunächst allein abmachen“, entschied er, strich ihr, um sie weniger zu enttäuschen, sanft über die Backen und riß, nachdem sie willig und mit hoffendem Blick sich entfernt, in der Allee das Couvert auseinander.

Das Schreiben lautete:

„Lieber Eduard!

Ja! Ich war gestern Nacht im Gehölz am See und hatte — völlig verfinstert in meiner Seele — Schreckliches vor.

Mein Vorhaben wurde jedoch vereitelt! Wie es geschah, und was dann folgte, sage ich Dir Morgen, heute habe noch Nachsicht mit Deiner körperlich und seelisch zerrütteten Tessa.“

Der Mann las die Zeilen und sank aufgelöst auf die Bank. Es war also Alles, wie er es vermuthet hatte. Ja, fast noch schlimmer. Sie hatte einen Selbstmord begehen wollen — Wie finster mußte es in ihrem Innern aussehen! Zunächst überwogen die Gefühle des Mitleids und die Gedanken an die Ursachen den rasenden Schmerz, der sein Ich traf. Erst später nahm die Vorstellung stärker und immer stärker von Eduard Besitz, was nach diesen Zeilen für ihn selbst auf dem Spiele stand. Und dennoch hatten sie ihm keine volle Gewißheit gegeben, ließen sie noch immer Zweifel. Eine solche sich aber zu verschaffen, nicht bis zum kommenden Tage den wahnsinnigen Ungewißheitsschmerzen ausgesetzt zu sein, beherrschte ihn derart, daß er aufsprang, aber nicht vorher noch in die Wohnung zurückkehrte, sondern zur Rechten über die Felder den Weg nach dem Schloß nahm.

Einer konnte ihm, gleichviel ob er neben Tessa gestanden hatte in den schrecklichen Augenblicken der Noth, als Freund oder als Dieb seines Glückes, Auskunft ertheilen. Dieser eine wohnte im Schloß. Zu ihm wollte und mußte er, und wenn er sich den Eingang erzwingen sollte.

Da Eduard wußte, daß Graf Adam im alten Schloßbau wohnte, klingelte er bei Ankunft nicht, wie sonst bei der Comtesse Eleonore, sondern nahm gleich den Weg zur Castellanwohnung. Er wünschte auch von Niemandem gesehen zu werden. Er fand Nelly, die hinter muntern Blumen in dem allerliebsten Castellanzimmer saß und sich eben zu einem weißen Käglein herabbückte. Als sie emporschauend Eduard gewahr wurde, tauschte sie zunächst einige freundliche Wiedersehensworte mit ihm aus und erklärte auf seine Frage, daß Graf Kram und die Damen einen Ausflug zu Wagen unternommen hätten. Zwischen vier und fünf Uhr werde gespeist, vor sechs oder halb sieben Uhr werde der Graf nicht zu sprechen sein.

„So sagen Sie, ich bitte, gar nicht, daß ich dagewesen sei, Frau Jung“, entschied Eduard Halberts, nachdenklich an dem blonden Schnurrbart zupfend: „Ich weiß nicht, ob ich meinen Besuch dann nicht bis Morgen verschiebe!“

Hierauf nickte er ihr zu, fügte noch ein Scherzwort bei und trat den Rückweg an. Zu Hause angelangt, sagte er seiner sich in sorgender Unruhe an ihn drängenden Mutter, daß Tessa's Brief nichts bestätige, aber auch seinen Argwohn nicht aufhebe. Er werde sich bis zum Morgen gedulden und, um sich zu zerstreuen, einen Ausflug zu Pferde nach Schrankendorf machen.

Er wolle sich Claudius Stute leihen. Hierauf zog er sich in sein Zimmer zurück, griff nach Reitmütze und Gerte und nahm den Weg nach dem Pachthof.

Nach einem mehrstündigen, seine Entschlüsse befestigenden Ritt kehrte Eduard zurück, stellte die Stute wieder ein, hörte allerlei überflüssige und allerlei medisante Reden von Fräulein Margen und begab sich abermals ins alte Schloß.

Nelly nickte ihm schon aus der Entfernung zu, als zufällig sein Auge auf die Fenster der Castellanswohnung fiel. Auch

SLUB
Wir führen Wissen.